

Die praktische Infrastruktur der Plausibilität

Eine alltagssoziologische Perspektive

Christian Meyer

Aus einer alltagssoziologischen Perspektive ist Plausibilität von einer Reihe von Spannungsverhältnissen gekennzeichnet, von denen in diesem Text drei diskutiert werden.

Erstens baut die Wahrnehmung und Bewertung eines Sachverhalts oder einer sozialen Situation als ›verständlich‹ und ›plausibel‹ auf bestehenden Wissens- und Erfahrungsbeständen auf, die sich auf die erlebte Sinnhaftigkeit und Wahrscheinlichkeit von Ereignisabläufen beziehen. Plausibilität bezieht sich damit nicht nur auf die isolierte Beurteilung von Aussagen als ›einleuchtend‹ und ›nachvollziehbar‹ (vgl. Winko 2015), sondern führt unausgesprochen implizierte Wissens- und Erfahrungsbestände sowie (zumindest vorläufig) unhintergehbare, ›letzte‹ Gründe mit, die in der weiteren Vertrauens- und Glaubensökonomie der Gesellschaft verankert und zum Teil institutionalisiert sind. Peter L. Berger und Thomas Luckmann (Berger/Luckmann 1969: 165–181) haben die Inhalte dieser Vertrauens- und Glaubensökonomie in ihrer Theorie der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit entsprechend als »Plausibilitätsstruktur« bezeichnet, auf die ich im ersten Teil dieses Textes eingehen werde. Dabei behandle ich zwei Aspekte dieses Spannungsverhältnisses: zum einen das Verhältnis zwischen sinnhaften bzw. plausiblen Einzelphänomenen und der diese mitbegründenden Sinngesamtheit und zum anderen das Verhältnis zwischen dem plausibilitätserlebenden Individuum und der Gesellschaft, welche die dafür notwendigen Plausibilitätsstrukturen bereitstellt.

Wenn diese (bisweilen als ›Raum‹ metaphorisierte) interdependente Gesamtheit an implizit mitgeführten und nicht permanent explizierbaren Gründen nicht als gegeben, sondern als gesellschaftlich konstruiert und damit als fragil konzeptualisiert wird, dann bedeutet dies *zweitens*, dass dieser ›Raum‹ ständig neu mit Geltung versorgt werden muss, um aufrechterhalten zu werden. Mit anderen Worten: jeder subjektiv erlebte Sachverhalt ebenso wie die sprachlichen Mittel seiner Darstellung muss von einer unsichtbar operierenden Infrastruktur gestützt werden, die ihn in eine Gesamtrelation an Gründen einbettet und so Plausibilität gesellschaftlich verbürgt, ohne dass diese Infrastruktur selbst thematisiert wird. Im zweiten Abschnitt dieses Textes gehe ich auf diese Infrastruktur ein, indem ich die Wissens- und Er-

fahrungsbestände beleuchte, welche die Passung subjektiver Erfahrungen mit der gesellschaftlichen Sinnstruktur sicherstellen. Sie sind zum einen praktischen Ursprungs – indem sie auf der praktischen Vertrautheit mit der äußeren Welt basieren und zum anderen sozialer Herkunft, indem sie kommunikativ und diskursiv produziert und als geteilt erlebt und unterstellt werden. Wie ich argumentieren werde, ist es das in gelingenden Interaktionen realisierte Verstehen, das Sinn konstituiert, und nicht die Vorab-Existenz geteilten Sinns, die Verstehen ermöglicht. Wesentlich hierfür sind Praktiken der Begegnung mit der materiellen und sozialen Welt, in denen die sinnhafte Struktur von Erfahrungen permanent erneuert und modifiziert, aber auch auf die Probe gestellt wird. Der zweite Abschnitt thematisiert somit das Spannungsverhältnis zwischen der vermeintlich natürlichen Gegebenheit von Plausibilitätsstrukturen und deren tatsächlicher permanenter Reproduktion und Modifikation im sozialen Tun.

Ein *drittes* Spannungsverhältnis entsteht an dieser Stelle dadurch, dass Plausibilitätsstrukturen nicht nur in praktischen Begegnungen mit der materiellen Welt, sondern auch in Begegnungen mit Sozialem reproduziert werden. Viele der mit sozialen Kriterien der Plausibilität bewerteten Sachverhalte, Inhalte und Gegenstände sind selbst sozialer Natur. Eine Besonderheit sozialer Phänomene ist somit, dass sie nicht nur dem Individuum extern sind und auf dieser Basis dessen Plausibilitätsstrukturen auf die Probe stellen, sondern dass sie zugleich sozial hergestellt werden. Genauer: sie werden bereits unter Bezugnahme auf vertraute, in der Vergangenheit erfolgreiche Praktiken auf eine Weise hergestellt, die unterstellt, dass sie von anderen als plausibel wahrgenommen werden. Der dritte Teil dieses Textes erörtert zwei Aspekte dieses Spannungsverhältnisses, die für soziale Phänomene charakteristisch sind: das Verhältnis zwischen der Produktion von als plausibel bewerteten Sachverhalten oder Aussagen und ihrer Rezeption sowie das paradoxe Verhältnis, dass plausible soziale Phänomene nicht nur als solche interpretiert, sondern auch bereits mit Plausibilitäts- und Verstehbarkeitsunterstellungen verfertigt werden.

Ich werde argumentieren, dass die für Plausibilität grundlegend relevante Ebene des Seins in der Welt nicht das Mentale ist, sondern die Praxis mit ihren zum Teil nicht-begrifflichen, materialen Begegnungs- und Bewältigungsvollzügen. Mit ihr beginnt das Erfassen von Plausibilität; und was erfasst wird, sind keine einheitlichen, propositionalen Strukturen, die beobachtet und in Gedanken durchgespielt werden können, sondern mehr oder weniger unbestimmte Affordanzen zum praktischen Tun. Deswegen spricht dieser Text von einer praktischen Infrastruktur von Plausibilität, die jenseits von Logik (Deduktion) oder Wahrscheinlichkeit (Induktion) operiert, sondern in immer wiederkehrenden sinnhaften Welt- und Sozialbegegnungen die Vertrautheiten mit oder auch Gewissheiten von gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen produziert, die zur Bewertung der Plausibilität einzelner Phänomene notwendig sind.

Zur gesellschaftlichen Plausibilitätsstruktur

Berger und Luckmanns mittlerweile klassischem Werk *The Social Construction of Reality* (1966, dt. 1969) zufolge ist die gesellschaftliche Wirklichkeit zwar auf verschiedene Weise gesellschaftlich konstruiert, wird vom Individuum aber zugleich subjektiv als eine externe, objektive und zwingende Realität – als soziale Tatsache im Sinne Durkheims – erlebt. Diese objektive Realität war schon vor der Geburt des Individuums da: es wurde in sie hineingeboren, auch wenn sie aus subjektiv motiviertem Handeln anderer konstruiert ist.

Zur Frage, wie das im Konstruieren der Realität verkörperte Wechselspiel – die von Berger und Luckmann so bezeichnete Dialektik – aus subjektivem Erleben und Handeln und objektiver Realität als Spannungsverhältnis zwischen dem plausibilitätserlebenden Individuum und der Gesellschaft, welche die dafür notwendigen Plausibilitätsstrukturen bereitstellt, gestaltet ist, machen Berger und Luckmann einen Vorschlag. Eine zentrale Stelle nehmen für sie die Strukturen des Wissens in der Welt des Alltags ein, d.h. Sinnzuschreibungen, die dem Individuum als selbstverständlich gelten, in Interaktionen und Kommunikationen reproduziert und in Institutionen verkörpert werden. Damit Wissen sowohl subjektiv als auch objektiv vorhanden ist, zirkuliert es in permanenten Prozessen der Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung von gesellschaftlicher Wirklichkeit. Subjektives wird nach außen gekehrt und in diesem Zuge objektiviert; Objektives wird verinnerlicht (z.B. sozialisatorisch oder lernend angeeignet) und derart mit subjektivem Nachvollzug – mit lebendiger Vertrautheit (Berger/Luckmann 1969: 154) – angereichert.

Dem Individuum begegnen gesellschaftliche Konstruktionen als Objektivationen maßgeblich in alltäglichen Interaktionssituationen, in denen Individuen von Angesicht zu Angesicht im unmittelbaren Kontakt sind. Solche Situationen sind zwar prinzipiell eigendynamisch, inkrementell und unvorhersehbar, sie nutzen aber dennoch vorhandene Objektivationen – insbesondere Sprache. Objektivationen machen Wissensbestände unabhängig vom Individuum und generalisieren sie: Sie entbinden sie von Idiosynkrasien und situativen Kontingenzen. Die gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit ist auf die Bestätigung durch für das Individuum bedeutsame Andere angewiesen, die dann auch den auf der Internalisierung gesellschaftlicher Objektivationen basierenden Sinnproduktionsleistungen des Individuums Anerkennung schenken. Es bedarf also einer Gemeinschaft, die sicherstellt, dass die Kongruenz des subjektiven Sinnerlebens, Handelns und des Selbstverständnisses des Individuums mit der öffentlichen Sinnordnung gewahrt bleibt.

Der aus all den individuellen Wissensbeständen zusammengesetzte allgemeine Wissensvorrat ist zwar oft semantischer Art, umfasst aber auch andere epistemische Formen: Handlungs- und Rezeptwissen, affektives oder verkörpertes Wissen. In konkreten Begegnungen wird es ständig aktualisiert und modifiziert. Wis-

sen fungiert als sinnorganisierende Leitstruktur von Erfahrung und Plausibilitätsattribution, ist dem Individuum jedoch zu unterschiedlichen Graden vertraut. Solange das Wissen im Alltag auf befriedigende Weise funktioniert, muss das Individuum keine Zweifel an ihm aufkommen lassen (Berger/Luckmann 1969: 45): »Die Wirklichkeit der Alltagswelt [...] bedarf keiner zusätzlichen Verifizierung. Sie ist einfach *da* – als selbstverständliche, zwingende Faktizität. Ich *weiß*, dass sie wirklich ist« (ebd.: 26, Herv. i.O.).

In diese Wirklichkeit wird das Individuum, wie Berger und Luckmann sagen, »primärsozialisiert« (ebd.: 141 u.ö.). Erst nach der Primärsozialisation kann sich der Mensch den »Luxus des Zweifels« (ebd.: 146), wenn auch nur in bescheidenem Rahmen, leisten. Zweifel ist zwar im pragmatisch ausgerichteten Alltag hinderlich, in anderen gesellschaftlichen Bereichen – Religion oder Wissenschaft – hingegen erwünscht und sogar institutionalisiert. In diesen Sphären »redet man sich regelrecht in seine Zweifel hinein« (ebd.: 164) und bildet entsprechende Diskurskonventionen heraus, die ihrerseits – da sie Medium des Zweifels sind – nicht durchgängig dessen Gegenstand sein können. In solchen Zusammenhängen werden Zweifel also absichtlich erzeugt und prozessiert. Es ist aber auch möglich, dass sie als von außen verursacht erlebt werden und den Alltag betreffen: als Inkompatibilitäten oder Brüche zwischen der subjektiven und der objektiven Wirklichkeit, die z.B. durch Katastrophen und Krisen entstehen, die Selbstverständliches plötzlich umstürzen, oder durch wachsende gesellschaftliche Pluralität, die die Geltung von etablierten Konventionen in Frage stellt (ebd.: 166–167).

Auch der unproblematische Alltag ist nicht vollkommen zweifelsfrei, auch wenn dessen Wirklichkeit nach pragmatischen und nicht nach wissenschaftlichen Relevanzen geordnet ist und so Zweifel ausgeblendet bleibt. Alltagswissen ist immer unvollständig, so dass auch hier Zweifel entstehen kann und Raum für Fragen nach dem Was, Wann, Wie und Warum sozialer Wirklichkeit bleibt.

Berger und Luckmann zufolge bedarf es überall da, wo Zweifel entstehen kann, einer epistemischen Grundorganisation der gesellschaftlichen Konstruktionen, die zwischen dem Subjektiven und Objektiven vermittelt. Eine solche bezeichnen sie als »Plausibilitätsstruktur« (ebd.: 165–181). Plausibilitätsstrukturen sind für sie verallgemeinerte Orientierungsmuster, die die gesellschaftliche Wirklichkeit im Alltag sinnhaft organisieren und dem Individuum Gelegenheit geben, sie subjektiv auch entsprechend sinnhaft zu erfahren und entsprechend Aussagen als einleuchtend und nachvollziehbar oder als abwegig und absurd zu beurteilen. Auf diese Weise wird das Spannungsverhältnis zwischen erlebten Einzelpänomenen und der gesellschaftlich repräsentierten Sinngesamtheit im Ausgleich gehalten.

Für Berger und Luckmann kommen diese Plausibilitätsstrukturen vor allem im Bereich unsicherer, pluraler oder gar konkurrierender Wirklichkeitskonstruktionen zum Tragen. Sie verwenden mehrere Beispiele zur Illustration der Idee der Plausibilitätsstruktur, von denen viele der Religion gelten, die sich mit beson-

ders schwer zu verifizierenden Wissensinhalten befasst (Berger/Luckmann 1969: 144–145). Durch Institutionen wird eine öffentliche Plausibilitätsstruktur geformt, die klärt, welche Überzeugungen als sinnvoll und legitim gelten. Die Akzeptanz einer Plausibilitätsstruktur wird aus diesem Grund normalerweise ohne Argumente als selbstverständlich vorausgesetzt, und eine Abweichung davon wird als – mehr oder minder schwerwiegende – Devianz betrachtet.

Bei Plausibilitätsstrukturen handelt es sich also um die auf Sinn bezogenen gesellschaftlichen Bedingungen, die dafür notwendig sind, dass individuell-subjektive Realisierungen sozialer Handlungen oder sozialer Rollen, Überzeugungen oder Einstellungen innerhalb einer Gesellschaft sinnvoll und untereinander stimmig erscheinen. Stimmigkeit ist somit ein Hintergrundaspekt von Plausibilität. Zum stimmigen Handeln einer Lehrerin beispielsweise gehört rollenkongruentes Handeln, und die Plausibilität ihrer Aussagen wird immer auch daran gemessen.

Die Konstruktion der subjektiven Wirklichkeit als eine normale und mit anderen geteilte ist also prinzipiell auf öffentliche, objektive Plausibilitätsstrukturen angewiesen. Um sie über die Zeit hinweg aufrechtzuerhalten, muss sie an eine gesellschaftliche Grundlage und an gesellschaftliche Prozesse gebunden bleiben. Nur so bleibt das subjektive Gefühl, in einer stimmigen und einheitlichen Wirklichkeit zu leben, der »Wirklichkeitsakzent« (ebd.: 152), ungebrochen bestehen.

Berger und Luckmann unterscheiden dabei zwischen dem Wirklichkeitsakzent, der in der Primärsozialisation erlernt wird und gewissermaßen zur Grundlage aller Weltwahrnehmung wurde, und dem wesentlich weniger stabilen Wirklichkeitsakzent, der in der Sekundärsozialisation erworben wird (ebd.: 153–154). Hieraus lässt sich die Unterstellung von zwei durch gesellschaftlich fundierte Plausibilitätsstrukturen unterbauten Ebenen der Wirklichkeitswahrnehmung und -verortung ableiten: Die erste Ebene, die in der Primärsozialisation vermittelt wird, fungiert als permanente Infrastruktur der Weltwahrnehmung und ist der Reflexion – da sie ja ihr Medium ist – nur zum Teil zugänglich (vgl. Merleau-Ponty 1966). Die zweite Ebene der Wirklichkeitswahrnehmung und -verortung, die in der Sekundärsozialisation konstruiert und mit Plausibilitätsstrukturen gestützt wird, ist fragiler und optionaler, d.h. leichter zu wechseln und zu verändern. Sie kann mit den Mitteln der ersten Ebene beobachtet werden.

Berger und Luckmann zufolge fungieren »signifikante Andere«, mit denen das Individuum in direkter Interaktion von Angesicht zu Angesicht steht, als »Mittler« der Plausibilitätsstruktur (Berger/Luckmann 1969: 170). Der Abbruch interaktiv gestützter sozialer Beziehungen bedroht nachgerade die subjektive Wirklichkeit eines Individuums (ebd.: 183). Andere Medien – Berger und Luckmann (ebd.: 166) erwähnen schriftliche Korrespondenz – haben nicht dieselbe »wirklichkeitsschaffende Kraft« wie die Bestätigung der geteilten Wirklichkeit von Angesicht zu Angesicht (ebd.: 166). Daher tragen all jene, denen das Individuum im Alltagsleben begegnet, dazu bei, es seiner gültigen subjektiven Wirklichkeit zu versichern. Nur der fortlau-

fende Kontakt mit ihnen garantiert die »ausdrückliche und gefühlstragende Gewissheit« (Berger/Luckmann 1969: 161) der subjektiven Wirklichkeit.

Dass die permanente Konfrontation mit Unvertrautem, Unbekanntem, Ungewusstem und Unwisbarem das Individuum nicht verzweifeln und die Gesellschaft nicht anomisch werden lässt, liegt an den Plausibilitätsstrukturen, die die Gesellschaft bereitstellt und die das Individuum permanent lebendig mitvollzieht. Auf diesem impliziten subjektiven Mitvollzug öffentlicher Plausibilitätsstrukturen basiert auch die individuelle Fähigkeit, Neues in Bekanntes einzuordnen, Relevanzen zuzuordnen und Typisierungen vorzunehmen und so Sinn und Verstehen zu generieren (Luckmann 1980: 79). Für Berger und Luckmann ist das fortgesetzte Wechselspiel zwischen öffentlichen Plausibilitätsstrukturen und subjektivem Plausibilitäts-erleben somit der Grund für gesellschaftliche Kontinuität und Integration. Dabei gilt: Je kontingenter die Wissensbestände, auf die sich die Plausibilitäten beziehen, umso wichtiger ist ihre gesellschaftliche Unterstützung.

Allerdings bleibt in Berger und Luckmanns Modell unklar, wie genau in der Interaktion die gemeinsame Wirklichkeit als objektiv und die Plausibilitätsstruktur als natürlich gegeben reproduziert wird.

Zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Plausibilitätsordnung

Im Folgenden werde ich mich daher näher damit befassen, wie die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sinnordnung und die Anbindung des Individuums an diese über die Zeit erfolgt, ohne notwendigerweise explizit zu werden. Berger und Luckmann weisen darauf hin, dass Plausibilisierungsleistungen des Individuums auch in Routinezeiten und -situationen notwendig sind. Sie können nicht durch einen bestehenden Konsens oder eine bestehende Geteiltheit eines Wissensbestands erklärt werden, da eine derartige Erklärung die Frage offenlassen würde, wie wiederum das Bestehen eines geteilten Konsenses angesichts der kontingenten Pluralität von individuellen Erfahrungen in einer Gesellschaft möglich ist.

Die Geteiltheit von Sinn- und Bedeutungsordnungen – darunter Plausibilitätsstrukturen – kann daher nicht als Gegebenheit, sondern nur als eine fortwährend zu bewältigende Leistung begriffen werden, die in jedem Kommunikationsereignis neu erbracht werden muss. Berger und Luckmann beziehen sich in ihrer Vorstellung von zusammenhängenden Sinnstrukturen, die dem Individuum als externe Realität begegnen, auf eine Idee, über die auch in der Sprachphilosophie mittlerweile Einigkeit zu herrschen scheint: dass Sinneinheiten ihren Sinn nicht im Verhältnis zur gegenständlichen Welt erhalten, die sie bezeichnen, sondern im Verhältnis zu anderen Sinneinheiten. Letztlich erhalten sie damit ihren Sinn in Relation zu einem Ganzen, das – je nach theoretischer Ausrichtung – in einem Zeichensystem, einer Sprache oder einem System von Vorstellungen oder Überzeugungen bestehen

kann. Diese Vorstellung ist in unterschiedlichen Varianten des methodologischen Kollektivismus in der Soziologie (z.B. Durkheims Modell des Kollektivbewusstseins) oder des semantischen Holismus in der Philosophie (z.B. Wittgensteins Annahme holistischer Einbettungsverhältnisse von Sprachspielen in Lebensformen) vertreten worden.

Eine frühe Kritik am sinnstrukturellen Kollektivismus wie auch semantischen Holismus betrifft die mitgeführte Unterstellung einer Identität des Inhalts von Sinneinheiten bei sämtlichen Gesellschaftsmitgliedern als Voraussetzung für Interaktion und Intersubjektivität. Die Objektivität der gemeinsamen Wirklichkeit und die Natürlichkeit der geteilten Plausibilitätsstruktur kann nicht in einem von allen identisch geteilten Konsens bestehen. Denn die Auffassung, dass der begriffliche Gehalt einer einzelnen Sinneinheit – z.B. einer Plausibilitätszuschreibung oder Normalitätswahrnehmung – durch seine Beziehungen zur Gesamtheit der Sinnordnung – z.B. der gesamt- oder teilgesellschaftlichen Plausibilitätsstruktur – konstituiert wird, impliziert, dass jede Veränderung eines der Elemente des holistischen Zusammenhangs zumindest potentiell eine Änderung der anderen Elemente und ihrer Relationen untereinander mit sich bringt.

Besonders explizit wurde diese Auffassung im Strukturalismus von Claude Lévi-Strauss vertreten. Auch Berger und Luckmann betonen, dass Plausibilitätsstrukturen dem Individuum als externe Gegebenheiten erscheinen, auch wenn es sie, indem es sich an ihnen orientiert, reproduziert und schrittweise modifiziert. Ihr Modell ist das einer Dialektik von Internalisierung und Externalisierung mit Wissensbeständen und Objektivationen als jeweiligen Speichern. Ihre Lösung ist die Annahme permanent unsichtbar laufender Prozesse, die dafür sorgen, dass individuelle Plausibilisierungsleistungen und gesellschaftliche Plausibilitätsstrukturen kompatibel bleiben. Dabei bleibt unklar, worin diese Prozesse im Einzelnen bestehen.

Eine andere Möglichkeit für die Passung zwischen allgemein verfügbaren Plausibilitätsstrukturen und individuellen Plausibilisierungsleistungen wäre, den semantischen Holismus ganz zugunsten eines Atomismus aufzugeben. In diesem Fall würde sich die Plausibilität eines einzelnen Sinnelements (z.B. einer Aussage) allein an dessen Relation zu außersprachlichen Bedingungen messen. Sinn im Allgemeinen und Plausibilität im Besonderen allein an idiosynkratischen, gegenstandsbezogenen Kriterien festzumachen würde allerdings den sozialen und kulturellen Charakter von beidem ausblenden und in Erklärungsnot in Bezug auf geteilten Sinn und gemeinsames Handeln geraten.

Da letzteres nicht überzeugt, werde ich nun auf einige Lösungsvorschläge *innerhalb* des semantischen Holismus eingehen, um die Frage zu klären, wie die Prozesse der fortlaufenden Reproduktion von als geteilt unterstellbaren Plausibilitätsstrukturen genau ablaufen. Alle von mir nachfolgend besprochenen Autoren gehen unter Anerkennung der irreduzibel sozialen Dimension von Sprache davon aus, dass sprachliche Bedeutung – und mit ihr Plausibilität – ohne den Gedanken eines ge-

gebenen Konsenses erklärt werden muss, da ja sonst wiederum dessen Zustandekommen erklärt werden müsste. Vielmehr soll die Geteiltheit von sprachlichen oder anderen (z. B. praktischen) Sinnordnungen nicht als Voraussetzung von Kommunikation, sondern als ihr *Ergebnis* begriffen werden.

Die Autoren führen unterschiedliche Prozesse an, in denen diese Geteiltheit immer wieder aufs Neue erzeugt wird: die Beobachtung von Situationen, in denen von anderen Anwesenden Sinn kommuniziert wird, und deren Analogisierung mit eigenen Sinnzuschreibungen (Donald Davidson), die Enkulturation in eine weltoffene Tradition von Gründen (John McDowell), mehr oder weniger weltbezogene soziale Praktiken (Hubert Dreyfus; Charles Taylor) oder die Verhandlung von Konflikten und Differenzen, die Geteiltheiten explizieren und restituieren (Georg Bertram). Uneinigkeit herrscht darüber, welche Rolle das Mentale oder Konzeptuelle einnimmt, welcher Grad an Autonomie diesem gegenüber dem Sozialen oder Gegenständlichen zukommt und in welcher Relation es zum Verkörperten und Praktischen steht.

Davidson (2008) legt seiner Antwort auf die Frage, wie die Unterstellbarkeit geteilter Bedeutungs- und Plausibilitätsstrukturen zustande kommen kann, im Anschluss an Quine Situationen »radikaler Interpretation« (Davidson 2008: 183) zugrunde. In derartigen Situationen fehlen jegliche Mittel für die schrittweise semantische Erarbeitung einer Übersetzung auf der Basis geteilten Wissens, so dass eine Äußerung oder soziale Handlung nur dadurch verstanden werden kann, dass ihr Kontext beobachtet und sie mit eigenem Verhalten in einer analogen Situation korreliert wird. Nur wenn der/die Interpret:in die auf die gegenständliche Welt bezogenen Anhaltspunkte für die Äußerung einer anderen Person in ihrer eigenen Sprache artikuliert, kann sie sich deren Bedeutung erschließen. Um ein berühmtes Beispiel von Quine aufzugreifen: Er/sie beobachtet zum Beispiel, dass ein Kaninchen vorbeihoppelt und hört das Gegenüber »Gavagai« sagen. Daraufhin bildet er/sie die Hypothese, dass »Gavagai« wahrscheinlich »Kaninchen« oder »Guck mal, ein Kaninchen« oder »ein Kaninchen hoppelt vorbei« bedeutet. In Davidsons Szenario würden also zwei Sprecher-Interpret:innen aufgrund vieler gelungener gegenseitiger Interpretationen von Äußerungen die Sprache und Bedeutungsstruktur des/der jeweils anderen erlernen. Bedeutung konstituiert sich hier durch eine wechselseitige Abbildung von der in Äußerungen oder Handlungen eingebetteten Auseinandersetzung mit der gegenständlichen Welt.

McDowell setzt an die Stelle der wechselseitigen Beobachtung zwischen Ich und Du, die bei Davidson die soziale Keimzelle sprachlichen Verstehens bildet, die sprachliche Tradition eines Gemeinwesens. Für ihn bedeutet das Erlernen einer Sprache zugleich eine Einführung in eine spezifische sprachlich erschlossene Welt, die er als Tradition bezeichnet. McDowell konzeptualisiert eine Tradition im Anschluss an Wilfrid Sellars als »Raum der Gründe« (McDowell 1996: 70–84). In diesem wird eine Aussage durch andere Aussagen begründet und fungiert ihrerseits als

Grund für weitere Aussagen, was insgesamt als eine Plausibilitätsstruktur begriffen werden kann (ebd.: 125–126).

McDowell geht dabei davon aus, dass dieser Zusammenhang von Gründen einen *geschlossenen* Raum bildet, der nicht durch den Kontakt mit materieller Welt irritierbar ist. Die Einführung in eine Tradition basiert daher ebenfalls notwendigerweise und vornehmlich auf gelingenden sozialen Interaktionen. McDowell zufolge sind diejenigen, die in einer Tradition leben, zwar permanent mit neuen, unbekannten Äußerungen anderer konfrontiert, die Plausibilität dieser Äußerungen basiert aber auf der Welt an Gründen, die ihnen bereits vertraut ist. McDowell sieht diese Verknüpfung von Äußerungen mit Gründen zwar als weltbezogen. Und obwohl er von »our unproblematic openness to the world« (ebd.: 111) sowie der Tatsache spricht, dass »we find ourselves always already engaged with the world« (ebd.: 155), charakterisiert er dieses Engagement nicht als praktisches, sondern als mental verankerte »conceptual activity« (ebd.: 111).

McDowell und Davidson vertreten also letztlich die Position, dass in Interaktionen eine mental verortete, konzeptuelle Struktur von weltbezogenen Aussagen, Plausibilitäten und Gründen etabliert wird. Dreyfus (2005, 2007) kritisiert diese starke Betonung des Konzeptuellen und der »mindedness« (Dreyfus 2007: 364) und betont demgegenüber auf der Basis von Martin Heidegger und Maurice Merleau-Ponty die Rolle, die verkörpertes Wissen bzw. die verkörperte Vertrautheit mit der Welt und ihren »affordances« für die Grundlegung von Plausibilität spielt. Als »affordances« bezeichnet Gibson (1986) unter Bezug auf Merleau-Ponty die Leistung von Dingen in der gegenständlichen Welt, verkörpertes Wissen zu aktivieren.

In vielen Situationen der Begegnung mit der gegenständlichen und sozialen Welt befinden wir uns in einem Zustand dessen, was Dreyfus »absorbed coping« (Dreyfus 2005: 61; Dreyfus 2007: 363) nennt: eine Vertieftheit in die Praxis. Wenn die Praxis reibungslos läuft und im Fluss ist, wird der Körper nicht als Instrument des Tuns erlebt, sondern die laufende Bewältigung der Praxis erfahren (Dreyfus 2007: 356). Der Körper wird als Medium unsichtbar. Natürlich kann die Praxis jederzeit unterbrochen und eine Erfahrung des Zurücktretens aus dem Fluss der laufenden Bewältigung und des Vortretens des Körpers gemacht werden, etwa im Fall einer körperlichen Verletzung. Der/die Akteur:in verbindet dann nur rückwirkend ein »Ich denke« mit der Bewältigung (Merleau-Ponty 1966: 160, 179). Aber während der Erfahrung des Tuns selbst war weder ein »Ich« anwesend, noch gab es eine Erfahrung »meines« Körpers als getrennt von dem Netzwerk von Affordanzen, die Handlungen aus ihm herausgelockt haben (vgl. Dreyfus 2007: 356).

Wie Heidegger im Fall der Türklinke noch deutlicher hervorhebt (Heidegger 1927: 67), muss ich, wenn ich zur Tür hinausgehe, nicht auf die Türklinke achten (gar an sie denken), sie als Türklinke sehen und schon gar nicht sehen, dass sie das Öffnen der Tür ermöglicht. Vielmehr, wie Merleau-Ponty den Prozess konzeptualisiert, antizipiert meine Hand, während ich mich der Tür nähere, einfach die Form

der Türklinke, und wenn ich die Türklinke erreiche, ›weiß‹ meine Hand (Merleau-Ponty 1966: 174, 366) um ihre Form, Textur und Materialität und drückt sie (Heidegger 1927: 76). Heidegger (1996: 107) weist darauf hin, dass als geteilt unterstelltes Wissen aus der gemeinsamen Vertrautheit mit dem Umgang mit solchen Dingen wie der Türklinke entspringt, die er als »Sichteilen in Wahrheit« bezeichnet. Sie bildet aus soziologischer Sicht eine praktisch produzierte Infrastruktur für als geteilt unterstellbare Plausibilitätsstrukturen. Damit das Wort Klinke sinnvoll und plausibel in einer Aussage verwendet werden kann, muss es bereits zuvor den Gesprächspartner:innen (praktisch) vertraut sein. Plausibilität wird so als fundiert in sequentiell organisierten, inkrementellen und responsiven (nicht selten ko-responsiven) Praktiken und der daraus resultierenden praktischen Vertrautheit mit der Welt und anderen Körpern verstanden (vgl. Goodwin 2017).

Taylor (1985) richtet sich ebenfalls gegen die von Dreyfus monierte Tatsache, dass Davidson und McDowell Theorien formulieren, die von einem Beobachter über ein beobachtetes, aber nicht beteiligtes Objekt aufgestellt werden. Im Falle von Davidsons radikaler Interpretation ergebe sich z.B. die Schwierigkeit, dass es in jeder Gemeinschaft mit einer Lebensweise, die sich von der eines Beobachters unterscheidet, für eine Vielzahl von Wörtern für soziale Phänomene – Tugenden, Laster, Gefühle, Sorgen, sozialen Ränge, Beziehungen und Praktiken – keine angemessene Übersetzung ins Englische gibt. Diese werden vielmehr überhaupt erst mit der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben – in der ersten oder zweiten Sozialisation – erlernt (Taylor 1985: 275). Plausibilität bezieht sich nicht selten auf derartige Phänomene, über die nur unsicheres Wissen existiert, wie auch Berger und Luckmann unterstreichen. McDowell und Davidson überbetonen Repräsentationen und übersehen so die konstitutive Dimension der Sprache für soziale und epistemische Phänomene, so Taylor (ebd.: 255). Denn Sprache diene nicht nur dazu, Dinge zu beschreiben oder darzustellen (ebd.: 270). Jede Gesellschaft besitze zum Beispiel eine ganze Palette möglicher zwischenmenschlicher Beziehungen, verschiedene Abstufungen von Vertrautheit, Intimität oder Distanz, Gefühle, Ziele und Praktiken sowie Macht- und Eigentumsverhältnisse, die allesamt wesentlich in und durch Sprache realisiert werden (ebd.: 271, 275). Daher könne man nicht verstehen, wie sich Wörter auf Dinge beziehen, solange man nicht die Art der Tätigkeit kennt, in der sie auf Dinge bezogen werden (ebd.: 291). Man könne nicht verstehen, wie sich Äußerungen zu ihren Wahrheitsbedingungen oder ihren Behauptbarkeitsbedingungen verhalten, bis man die Natur der sozialen Tätigkeit, der Lebensform, in der sie so in Beziehung treten, verstanden hat (ebd.: 292).

Bertram (2017; Bertram et al. 2008) weist zudem darauf hin, dass, wer Sprache versteht, auch zugleich in der Lage ist, sich zu fragen, ob sprachliche Ausdrücke gegenüber der Welt und den anderen, mit denen man sich auseinandersetzt, angemessen sind oder nicht. Gerade hierin liegt, um Bertrams Argument auf das Thema dieses Textes zu beziehen, auch Plausibilität begründet. McDowells ›Offenheit zur

Welt« müsse daher auch bedeuten, sich Konflikten, Streit und Kritik auszusetzen (Bertram 2017: 363). Denn wenn Sprache in ihren Artikulationen nicht mehr hinterfragt wird, dann verliere sie an Bezug zur Welt und damit – so würde ich aus soziologischer Perspektive hinzufügen – an Plausibilität. Daher handle es sich auch weniger um eine gegebene Offenheit als um eine immer wieder zu erringende Öffnung zur gegenständlichen wie sozialen Welt. Die Welthaltigkeit von Sprache sei daher grundsätzlich als Bewegung zu begreifen: als eine immer wieder in Praktiken realisierte Öffnung.

An diesem Punkt setzt auch Bertrams Kritik an Davidson an: Es sei eben nicht der Normalfall, dass diejenigen, die sprachlich miteinander interagieren, wechselseitig allein Beobachter ihres jeweiligen sprachlichen Verhaltens sind und plausible eigene Sinnzuschreibungen produzieren. Denn sie verfügen von Anfang an über die Möglichkeit der Nachfrage *in situ*. Wenn das Gegenüber etwas äußert, das man nicht versteht, wird man nicht weiter beobachten und mentale Hypothesen bilden, sondern es fragen, wie seine Äußerung genau zu verstehen ist und wechselseitig zu einer plausiblen Rede über die Welt gelangen. Die Gemeinschaft ist so – das betont Bertram – letztlich eine der Differenz, der Kritik und des Konflikts und nicht wahlweise des absoluten Konsenses oder des kompletten Nichtverstehens. Und auch ein McDowell'scher ›Raum der Gründe‹, so Bertrams Argumentation, ist notwendigerweise mit einer ständigen Selbstbefragung der Gemeinschaft verbunden und kann daher niemals in sich geschlossen sein. Wer eine Sprache und soziale Plausibilitätsstrukturen verstehen lernt, so Bertram, lernt aus diesem Grund immer auch, sich in der Gemeinschaft mit anderen ständig selbst zu transformieren. Letztlich ziele die Einführung in eine sprachlich artikulierte Welt somit auf die Partizipation an einer konfliktiven Praxis.

Kehrt man zu Berger und Luckmann zurück, dann stellt sich an dieser Stelle allerdings das Problem, dass die Instrumente der Plausibilitätswahrnehmung und -zuordnung selbst nur im Fall der Sekundärsozialisation zum Gegenstand des Konflikts werden können, während die primärsozialisierten Instrumente, die für die Austragung dieses Konflikts oder die Beobachtung von Differenz genutzt werden, als Bedingungen von deren Möglichkeit nicht selbst zum Gegenstand gemacht werden können.

In diesem Abschnitt habe ich mich mit dem Spannungsverhältnis befasst, dass soziale Akteure in ihrem von pragmatischen Motiven bestimmten Alltag von der quasi-natürlichen Gegebenheit von gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen (etwa als im gesellschaftlich geteilten Wissensvorrat und dessen Semantiken sedimentiert) ausgehen, diese Plausibilitätsstrukturen aber tatsächlich permanent im sozialen Tun derselben sozialen Akteure reproduziert und modifiziert werden. Zur Beantwortung der Frage, wie genau Verständigung ohne Geteiltheit erfolgt und wie Plausibilität in der interaktionalen Praxis produziert werden kann, wenn die Geteiltheit von Plausibilitätsstrukturen nicht als gegebener mentaler Konsens voraus-

gesetzt werden kann, wurden verschiedene Modelle diskutiert. Überzeugt haben insbesondere die Modelle von Dreyfus, Taylor und Bertram, da sie sich als zur materialen Welt, zeitlichen Dynamik, situierten sozialen Interaktion und permanent modifikativen Praxis offen gezeigt haben. Plausibilitätsstrukturen erweisen sich so als Infrastrukturen, die sich in fortlaufenden Praktiken realisieren und ihre gegebene Geteiltheit nur vortäuschen. In Praktiken erweist sich, ob die gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen ebenso wie die individuellen Plausibilisierungsleistungen weiterhin welthaltig sind, sowohl hinsichtlich der natürlichen als auch der sozialen Welt. Für die soziale Welt jedoch gilt, dass deren Prüfung auf Welthaltigkeit dem Paradox unterliegt, dass ihr nicht nur als externe Sphäre begegnet wird, sondern sie zugleich von denjenigen, die ihr begegnen, auch verfertigt wird. Hierzu komme ich im nächsten Abschnitt.

Zur Verfertigung plausibler sozialer Gegenstände

Oben habe ich gegen Bertrams These, dass die Teilnahme an einer konfliktiven Praxis die Reproduktion von gesellschaftlich geteilten Sinn- und Plausibilitätsstrukturen sicherstellt, den Einwand erbracht, dass die Instrumente der Plausibilitätswahrnehmung und -zuordnung selbst nur im Fall der Sekundärsozialisation zum Gegenstand des Konflikts werden können, während die primärsozialisierten Instrumente, die für die Austragung dieses Konflikts oder die Beobachtung von Differenz genutzt werden, als Bedingungen von deren Möglichkeit nicht selbst zum Gegenstand gemacht werden können. Dieser Einwand ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass auch die primärsozialisierten Instrumente, die zur Austragung des sekundärsozialisatorischen Konflikts genutzt werden, sich in der Begegnung mit der externen gegenständlichen und sozialen Welt bewähren müssen. Sie müssen sich als welthaltig und zugleich plausibilitätsfähig sowie auf eine allgemeine Sinnordnung beziehbar und mit anderen Elementen der Plausibilitätsstruktur relationierbar erweisen, um weiterhin ›tragfähig‹ zu bleiben. Wie Berger und Luckmann zu Recht feststellen, ist die Erfahrung ihres Versagens jedoch weitaus seltener. Versagen sie, so werden die Grundfesten der lebendigen Vertrautheit des Subjekts mit den gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen wesentlich grundlegender erschüttert und erfolgen daher krisenhafter als im Fall sekundärsozialisierter Instrumente.

Auf der konstitutionslogischen (primärsozialisatorischen) Ebene ist es nun so, dass auch die sozialen Objekte, deren Plausibilität beobachtet, bewertet, diskutiert, zur Prüfung der bestehenden Plausibilitätsstruktur genutzt und in ihrer Welthaltigkeit relevant gemacht wird, zugleich selbst hergestellt werden – oft von denselben Personen, die ihre Plausibilität auch bewerten. Dies bedeutet, dass die Prüfung auf die Welthaltigkeit von Elementen der Plausibilitätsstruktur bzw. subjektiven Plausibilitätszuschreibungen und Plausibilisierungsleistungen letztlich *zirkulär* verläuft.

Mit diesem Paradox hat sich Harold Garfinkel mit seiner *Ethnomethodologie* (Garfinkel 1967a) unter Rückgriff auf Aron Gurwitschs und Merleau-Pontys Philosophie befasst. Garfinkel ist der Ansicht, dass soziale Objekte bzw. die Gesellschaft insgesamt, um extern, objektiv und zwingend zu erscheinen, die eigene Gemachtheit vor sich selbst, d.h. vor denjenigen, die sie tatsächlich »produzieren«, verbergen und als externe Gegebenheit darstellen müssen.

Garfinkel nutzt Gurwitschs phänomenologische Gestalttheorie, um zu bestimmen, wie sich soziale Objekte konstituieren, an denen sich Teilnehmer:innen in Handlungssituationen zwar orientieren, von denen ihre eigenen Handlungen und Praktiken oft jedoch selbst wesentlicher Teil sind. Garfinkel bezieht sich damit auf eine Theorietradition, die unterstellt, dass Gegenstände nicht aktiv von den sie Wahrnehmenden konstruiert werden, sondern – hierbei bezieht er sich auf Gurwitsch – sich auf eine »non-egologische« Weise konstituieren (Gurwitsch 1941). Ihm zufolge erfolgt die Integration von einzelnen Sinnesdaten zu einem sinntragenden, gestalthaften Ganzen nicht durch das aktive, fokussierende Tun des Egos, sondern geschieht oft unfreiwillig. Das berühmte Hasen-Enten-Bild zum Beispiel ändert seine Bedeutung manchmal plötzlich und ohne Kontrolle von Seiten Egos, sondern durch autochthone Bewusstseinsleistungen.

Gurwitschs Konzeption unterscheidet sich damit fundamental von Alfred Schütz' egologischer Konzeption des Akteurs, auf die sich Berger und Luckmann in ihrer Theorie der subjektiven Wirklichkeit beziehen. Bei Schütz führt das biographisch geprägte Ego aktiv Kontrollen und Entscheidungen durch und spielt eine entscheidende Rolle bei der Ausführung intentionaler Handlungen. Es wählt nach seinem Wissen und seinen Beweggründen aus der Masse der Gegenstände der Alltagswelt diejenigen aus, die für es selbst – intrinsisch oder auferlegt – relevant sind. Es interpretiert auch die Handlungen anderer im Hinblick auf mögliche Motive, die es erklären können. Gurwitsch (1941) hingegen verwirft das Ego als Ort der Intentionalität und Instanz der fokussierten Wahrnehmung und betont stattdessen die Autonomie und Selbstregulation von Bedeutungsstrukturen und Bedeutungsprozessen.

Garfinkel übernimmt die Grundposition einer von Intentionen im wesentlichen unabhängigen Selbstorganisation der Wahrnehmung und überträgt sie auf den Bereich des Sozialen. Er betont dabei, dass soziale Objekte notwendigerweise dynamisch sind und sich zeitlich entfalten. Sie sind daher permanent flüchtig – die Akteure verfertigen sie zwar, können aber niemals zu ihnen zurückkehren (Garfinkel 2021: 26–27). Zugleich befinden sich Teilnehmer:innen im Inneren sozialer Gestaltgebilde – diese werden also nicht nur wahrgenommen, sondern gleichzeitig auch praktisch und interaktional produziert, um wechselseitig in der Interaktionssituation als Teil der sozialen Realität wahrnehmbar, bezeugbar, beobachtbar und berichtbar zu sein sowie praktisch weitergeführt zu werden. Garfinkel betont somit die Unabhängigkeit der Objekteigenschaften vom Ich und dessen Relevanzen. Ihm

geht es um soziale Situationen als Phänomenfelder, um deren spezifischen Eigenschaften und die zu ihnen gehörigen Praktiken.

Da soziale Sinn- und Plausibilitätsstrukturen nicht als Gegebenheiten konzeptualisiert werden können, argumentiert Garfinkel, dass soziale Handlungen und Äußerungen in der Situation ihre eigenen relevanten Kontexte evozieren, ihren Sinn aber zugleich durch ihre Verweise auf diesen impliziten und allseits mitgedachten Kontext erhalten (Garfinkel 2002: 129). Hierzu reinterpretiert Garfinkel Karl Mannheims »dokumentarische Methode der Interpretation« (Garfinkel 1964) als Praxis von Mitgliedern einer Gesellschaft, durch die sich soziale Ordnung bzw. Struktur und soziale Handlungen wechselseitig konstituieren. Für Garfinkel ist dies eine Methode der Plausibilisierung, die im Alltag omnipräsent ist: Die Teilnehmer:innen an einer Situation behandeln eine tatsächliche Erscheinung als »das Dokument von«, »Hinweis auf« und »stellvertretend für« ein unterstelltes zugrundeliegendes Muster. Das zugrundeliegende Muster wird nicht nur aus den einzelnen dokumentarischen Belegen abgeleitet, sondern die einzelnen dokumentarischen Belege werden ihrerseits auf der Grundlage dessen interpretiert, was über das zugrundeliegende Muster bekannt ist bzw. unterstellt wird. Beides wird verwendet, um das jeweils andere zu erhellen (Garfinkel 1967a: 78). Die sozialen Plausibilitätsstrukturen entstehen also erst dadurch, dass die Akteure sich in ihrem Handeln implizit an ihnen orientieren, und werden dann von Sozialforscher:innen mit methodischen Verfahren, die sich implizit ebenfalls an diesen Strukturen orientieren, wiederentdeckt (ebd.: Kap. 3). Aus diesem Zusammenspiel von Kontextdefinitionen und -erwartungen und Handlungsbeobachtungen bzw. Äußerungsrezipienz entsteht im Fall sozialer Objekte Plausibilität.

Denn im Bereich des Sozialen verweisen die Details von Handlungen und Praktiken ständig auf mögliche Kontexte, während Kontexte spezifische Handlungen und Praktiken als ihre typischen Details vorhersehbar machen. Da soziale Objekte sich in der Zeit bewegen, verweisen sie auch sequenziell auf mögliche, erwartbare, noch kommende Details oder Rekonfigurationen der Gebilde. Was in diesem Prozess des Verweisens geschieht, kann laut Garfinkel (Garfinkel 1967a: 182) mit dem phänomenologischen Konzept der »Appräsentation« erklärt werden, für das er ein Beispiel von Dreyfus und Dreyfus (Dreyfus/Dreyfus 1964: xi) heranzieht: Wenn ich zum Beispiel einen Gegenstand wie ein Haus von vorne wahrnehme, ist die Rückseite an dieser Wahrnehmung nicht nur als mögliche Wahrnehmung beteiligt, die meiner Meinung nach erzeugt werden könnte, wenn ich um das Haus gehe, noch ist sie eine notwendige Implikation des Konzepts »Haus«. Stattdessen wird die Rückseite als tatsächlich mitanwesend erlebt, verborgen, aber angedeutet durch das Erscheinen der Vorderseite. Wir sagen normalerweise auch nicht, dass wir die Vorderseite eines Hauses sehen, sondern, dass wir ein Haus von vorne sehen. Entsprechend ist das Verhältnis zwischen Handlung und Kontext oder auch zwischen gesellschaftli-

chen Plausibilitätsstrukturen und individuellen Plausibilisierungsleistungen zu sehen.

Im sozialen Leben kommen, so Garfinkel, solche sozialen Dinge ständig und zahlreich vor – davon jedes mit von den Teilnehmer:innen gemeinsam wahrnehmbaren Details, die zwar gesehen werden, aber unbemerkt bleiben (Garfinkel/Livingston 2003: 26). Dies ist auch die theoretische Grundlage für Garfinkels Re-Interpretation von Durkheims Diktum, dass die objektive Realität sozialer Tatsachen nicht das erkenntnistheoretische *Grundprinzip* der Soziologie, sondern ihr *Forschungsgegenstand* ist (Garfinkel 2002: 65–66). Die Ethnomethodologie interessiert sich für die Schritte, mit der die Gesellschaft ihre Aktivitäten zur Organisation sozialer Objekte vor ihren Mitgliedern verbirgt und sie so dazu bringt, ihre Merkmale als sie »von außen her bestimmende«, aber »von ihnen unabhängige Dinge« zu sehen (Garfinkel 1967a: 182, 288, unter Verweis auf Durkheim 1984: 126, hier zitiert nach der deutschen Fassung). Es gilt, dieses unvermeidliche Vorurteil über die objektive Existenz der Welt, das Garfinkel (ebd.: 182) mit Merleau-Pontys Konzept des »*préjugé du monde*« (»das Vorurteil zugunsten der objektiven Welt«; Merleau-Ponty 1966: 6) fasst, soziologisch aufzuklären.

Garfinkels Theorie soll mit einem Beispiel illustriert werden: In einer Fallstudie zum *Suicide Prevention Center* in Los Angeles beschreibt Garfinkel (Garfinkel 1967b) exemplarisch für die allgemeine Sinn- bzw., in Berger und Luckmanns Worten, Plausibilitätsstruktur sozialer Situationen die interpretativen Praktiken, mittels derer die Gutachter:innen des Zentrums auf Anweisung eines Gerichtsmediziners die Ursachen von plötzlichen, unnatürlichen Todesfällen rekonstruieren, im Hinblick auf Suizidalität interpretieren, beurteilen und erklären. Bei ihrer Arbeit haben es die Gutachter:innen mit einer Unzahl an heterogenen Spuren, Materialien, körperlichen Zuständen, zeitlichen und örtlichen Gegebenheiten des Leichenfundorts, Notizen, Zeugenaussagen und anderen diffusen Hinterlassenschaften zu tun, die in einen plausiblen Zusammenhang gebracht werden müssen. Und da jeder Fall – wie jedes einzelne Leben – singulär ist, ist es für die Gutachter:innen eine immer offene Frage, wie breit sie bei einem Fall die Suche nach weiteren Spuren anlegen und wie weit zurück sie in der Biographie des Toten gehen sollen. Für die Gutachter:innen ist daher, wie Garfinkel (ebd.: 177) herausarbeitet, evident, dass ihre interpretative Arbeit prinzipiell unter partikularen, auch kontingenten Umständen erfolgt, die nur schwer expliziert werden können.

Zwar haben die Gutachter:innen des Centers ein solches als geteilt unterstelltes Wissen über die Besonderheiten ihrer Arbeit (die zeitlichen Zwänge, die begrenzten Ressourcen, die formalen Vorgaben etc.), und sie zeigen in ihrem Verhalten, dass dieses Wissen handlungswirksame Bedeutung für sie hat. Doch zwischen diesem Wissen und den von Augenblick zu Augenblick anfallenden praktischen Entscheidungen in der Bearbeitung eines Falles gibt es keine direkte Korrespondenz. Wie in anderen Arbeitskontexten ist das praktische Entscheiden der Gutachter:in-

nen immer vorläufig, erscheint jedoch unter den jeweiligen Bedingungen rational und plausibel, da unterstellt wird, dass »unter den gegebenen Umständen jeder so entscheiden würde« (ebd.: 173). Gleiches gilt für soziale Situationen im Allgemeinen: Ein Kennzeichen von Plausibilität ist gerade, dass sie immer in dieser Form vorläufig und auf die Umstände bezogen ist.

Zu den Besonderheiten zählen nicht nur die jeweiligen Eigenarten eines Falles, sondern auch die Umstände der gutachterlichen Tätigkeit, also der Kontext der Gutachter:innenarbeit, zu dem etwa die Antizipation der Perspektiven und Erwartungen aller anderen Beteiligten (der Angehörigen, des Sheriffs, der Rechtsmediziner, der Anwälte usw.) zählen. Der Kontext der Gutachter:innentätigkeit erweist sich damit als Konstruktion, die durch diese Untersuchungs- und Interpretationspraktiken der Gutachter:innen selbst fortlaufend erzeugt wird. Die Plausibilität und Rationalität der Entscheidungen der Gutachter:innen und das organisatorische Setting des *Suicide Prevention Center* stehen also nicht in einer externen Beziehung zueinander, sondern sind *reflexiv* ineinander verschränkt.

Die reflexive Kopplung von Handlung und Kontext charakterisiert auch die zentrale Tätigkeit der Gutachter:innen im *Center*, Berichte über die von ihnen untersuchten Todesfälle anzufertigen. Es wäre ein grundsätzlicher Fehler, diese Berichte – in Garfinkels Diktion: *accounts* – aus ihrem Entstehungs- und Verwendungskontext herauszulösen und aus einer externen Perspektive als dekontextualisierte Dokumente zu betrachten. Denn diese Berichte sind erstens ein konstitutiver Bestandteil des Settings innerhalb dessen sie erstellt werden (und nicht etwa ein ›Spiegel‹ oder repräsentierendes Dokument einer unabhängig davon existierenden Situation). Zweitens nehmen sie auch ihren ›Kontext‹ in sich auf und machen so die Arbeit und die Spezifik des Centers als soziale Organisation erkennbar. »Members' accounts«, sagt Garfinkel daher, »are constituent features of the settings that they make observable« (ebd.: 182).

Todesfälle, *Suicide Prevention Center* und Gutachterberichte sind damit reflexiv aufeinander bezogen und unauflöslich miteinander verzahnt. Im Vollzug der Untersuchungs- und Interpretationsarbeit der Gutachter:innen erhält eine Leiche eine Vorgeschichte und wird so als Resultat eines Suizids plausibel und sichtbar gemacht; die Berichte liefern gewissermaßen praktische Erklärungen, wie es zu dem Todesfall kam. Als Organisation wendet das *Suicide Prevention Center* praktische Verfahren an, mittels derer ungeklärte Todesfälle plausibilisiert und ihre Geschichte berichtbar gemacht werden. Zugleich aber erhält die Organisation durch eben diese praktischen Verfahren ihren Charakter als strukturierte, funktionierende, rationale Institution (ebd.: 185). Wann immer die Gutachter:innen in ihren Berichten in Bezug auf den von ihnen untersuchten Fall Alltagsaktivitäten beschreiben (z.B.: ›Herr K. telefonierte am Abend mit seiner Mutter‹), machen sie diese durch ihre Art des Berichtens (*accounting*) als vertraute Alltagsaktivitäten erkenn- und verstehbar (*accountable*), die in der betreffenden Situation plausibel ist.

Garfinkel sieht, dass diese reflexive Konstellation eine höchst widersprüchliche Leistung beinhaltet, die er mit dem Ausdruck »another first time« (Garfinkel 2002: 98) oder »each next first time« (ebd.: 216) bezeichnet. Die Gutachter:innen erkennen einerseits vor dem Hintergrund eines individuellen Lebens die Besonderheit einer Handlung (ihre ›first time-ness‹), doch indem sie sie beschreiben, machen sie diese Handlung als bekannte und vertraute Aktivität (ihre ›another-ness‹) plausibel. Sie demonstrieren (und produzieren) auf diese Weise die Gleichförmigkeit sozialer Situationen und Werte, Normen und Regeln (d.h. ›Kultur« im Sinne von Talcott Parsons). Plausibilisierung ist also ein Motor für soziale Stabilisierung und Kontinuierung, für die Herstellung von Handlungskoordination und Intersubjektivität bzw. von sozialer Ordnung überhaupt.

Garfinkel zufolge sind die Beteiligten selbst an diesem reflexiven Zusammenhang uninteressiert (ebd.: 182) – ja, sie können diesen reflexiven Zusammenhang gar nicht sehen, da sie nur *vermittels* dieser Reflexivität sehen. Wenn allerdings die Soziologie diesen Zusammenhang ebenfalls ignoriert, verbleibt sie im Modus des »practical sociological reasoning« (Garfinkel 1967: vii u.ö.) der Alltagspersonen, anstatt diesen Sachverhalt ihrerseits als soziale Tatsache zum Thema zu machen.

Durch die Art und Weise, wie das *Suicid Prevention Center* seine internen Prozesse und Aktivitäten organisiert, realisiert es sich als geordnetes Umfeld, dessen Eigenschaften und Vorgänge *accountable* (im Zweifelsfall erläutierbar) und damit stets praktisch plausibel sind. Generalisierend formuliert Garfinkel: In genau der Art und Weise, wie ein soziales Setting – sei es das *Center* oder eine spontane Warteschlange – organisiert ist, besteht es aus den Methoden der beteiligten Akteur:innen, mit denen die Operationen dieses Settings als kohärente, planvolle, konsistente, kenntnisreiche, einheitliche, reproduzierbare, d.h. als rationale und plausible Aktivitäten sichtbar werden (ebd.: 185). Indem sie ihre Praktiken rational erscheinen lassen, als rational und sinnhaft kenntlich machen und so geordnet und plausibel erscheinen lassen, sorgen sie für die soziale Ordnung, die von Soziologen dann mit der Unterstellung, dass hier ein abstrakter, den Akteuren nicht zugänglicher Kausalnexus am Werk sei, als objektives Merkmal von Gesellschaft oder sozialer Struktur beschrieben wird.

Aus der Perspektive Garfinkels ist also die Plausibilität sozialer Sachverhalte durch das Spannungsverhältnis gekennzeichnet, dass sie zwar extern erscheinen, tatsächlich aber bereits von sozial Handelnden so verfertigt wurden, dass sie plausibel und extern und so quasi-natürlich erscheinen. Die Produktion plausibler Sachverhalte oder Aussagen ist eng verknüpft mit ihrer antizipierten Rezeption. Plausible soziale Phänomene werden mithin nicht nur nach Kriterien der Plausibilität interpretiert, sondern auch bereits verfertigt.

Gerade für den Bereich sozialer Phänomene erscheint es aus der hier vertretenen soziologischen Perspektive daher sinnvoll, Plausibilität als von einer Sinninfrastruktur unterbaut zu begreifen, mit der der soziale Alltag organisiert wird und die

sich, wie ich in diesem Text zu zeigen versucht habe, in praktischer Weltbegegnung reproduziert. Wie auch für andere Infrastrukturen charakteristisch bleibt diese Sinninfrastruktur fast immer implizit und unausgesprochen. Sie ist zugleich aber generativ, indem sie die Normalität und Verstehbarkeit des Alltags sicherstellt. Vor allem in Fällen von Störung wird sie prekär und expliziert. Die prinzipielle Explizierbarkeit wird aber als Potentialität in allen Praktiken immer mitgeführt.

Fazit

Plausibilität wird oft an Kriterien der Kausalität oder Wahrscheinlichkeit gebunden. Im Bereich sozialer Gegenstände nimmt Plausibilität jedoch, wie wir gesehen haben, insofern eine Sonderrolle ein, als sie sich auf ein Feld von Hintergrundwissen und -annahmen bezieht, die erstens gesellschaftlich institutionalisiert sind, zweitens nicht gegeben oder extern, sondern durch eine praktische Infrastruktur unterstützt sind, und drittens – gerade im Falle sozialer Phänomene – von sozialen Akteuren in ihren Praktiken selbst immer wieder aufs Neue hergestellt werden. Das heißt: die Kriterien zur Bewertung der Plausibilität eines Phänomens stammen aus ebenso sozial verfertigten Ressourcen wie das Phänomen selbst. Die *Common-Sense*-Annahme, dass soziale Objekte – z.B. Sinnstrukturen – gegeben und extern sind, obwohl sie von denjenigen, denen sie so erscheinen, selbst verfertigt werden, hat Merleau-Ponty »das Vorurteil zugunsten der objektiven Welt« (Merleau-Ponty 1966: 6) genannt. Die Welt erscheint uns plausibel, weil, wie Merleau-Ponty (unter Bezug auf Scheler) es ausdrückt, sie eine »Kryptomechanik« beinhaltet, die ihre Verfertigkeit rückwirkend verdeckt (ebd.: 6). Diese »Kryptomechanik« (wir können sie auch als »Infrastruktur« bezeichnen) der natürlichen Intuition muss durchbrochen werden, um die paradoxalen Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen und fraglichem Phänomen zu durchschauen (ebd.: 58). Merleau-Ponty selbst nutzt zahlreiche Erkenntnismittel, um das Verborgene aufzudecken: Beschreibungen von Wahrnehmungszusammenbrüchen, der Erfahrungen hirngeschädigter Personen oder die Malerei von Künstlern wie Cezanne, die das menschliche und gesellschaftliche »*préjugé du monde*« aufdecken können.

Plausibilität beruht damit auf einer fortwährend operierenden praktischen Infrastruktur. Denn die grundlegende Ebene des Seins in der Welt ist nicht das Mentale, sondern die Praxis mit ihren nicht-begrifflichen, materialen Begegnungs- und Bewältigungsvollzügen. Mit ihr beginnt das Erfassen von Plausibilität, und was erfasst wird, sind keine einheitlichen, propositionalen Strukturen, die beobachtet und in Gedanken durchgespielt werden, sondern Affordanzen zum praktischen Tun. Die praktische Infrastruktur von Plausibilität operiert somit, wie ich argumentiere, nicht mit Kriterien von Logik oder Wahrscheinlichkeit, sondern mit Kriterien der Vertrautheit mit gesellschaftlich verbürgten Plausibilitätsstrukturen.

Diese produziert sich in immer wiederkehrenden sinnhaften Welt- und Sozialbegegnungen und bildet eine notwendige Infrastruktur für die Bewertung der Plausibilität von Einzelphänomenen.

Literaturverzeichnis

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1966): *The Social Construction of Reality*. New York: Penguin.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bertram, Georg W. (2017): »Die konfliktive Dimension sprachlicher Weltverständnisse. Eine Revision der interaktionistischen Positionen Davidsons und McDowells«, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 42:3, S. 355–371.
- Bertram, Georg W. et al. (2008): *In der Welt der Sprache. Konsequenzen des semantischen Holismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Davidson, Donald (2008): »Der soziale Aspekt der Sprache«, in: Ders., *Wahrheit, Sprache und Geschichte*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 181–205.
- Dreyfus, Hubert L. (2005): »Overcoming the Myth of the Mental. How Philosophers Can Profit from the Phenomenology of Everyday Expertise«, in: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association* 79:2, S. 47–65.
- Dreyfus, Hubert L. (2007): »The Return of the Myth of the Mental«, in: *Inquiry* 50, S. 352–265.
- Dreyfus, Hubert L./Dreyfus, Patricia A. (1964): »Translators' Introduction«, in: Maurice Merleau-Ponty, *Sense and Non-Sense*, Evanston: Northwestern University Press, S. ix-xxvii.
- Durkheim, Emile (1984): *Die Regeln der soziologischen Methode*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold (1967a): *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Garfinkel, Harold (1967b): »Practical Sociological Reasoning. Some Features in the Work of the Los Angeles Suicide Prevention Center«, in: Edward S. Shneidman (Hg.), *Essays in Self Destruction*, New York: Science House, S. 171–287.
- Garfinkel, Harold (2002): *Ethnomethodology's Program. Working out Durkheim's Aphorism*, Lanham: Rowman & Littlefield.
- Garfinkel, Harold (2021): »Ethnomethodological Misreading of Aron Gurwitsch on the Phenomenal Field«, in: *Human Studies* 44, S. 19–42.
- Garfinkel, Harold/Livingston, Eric (2003): »Phenomenal Field Properties of Order in Formatted Queues and their Neglected Standing in the Current Situation of Inquiry«, in: *Visual Studies* 18:1, S. 21–28.

- Gibson, James J. (1986): *The Ecological Approach to Visual Perception*, Hillsdale: Erlbaum.
- Goodwin, Charles (2017): *Co-Operative Action*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Gurwitsch, Aron (1941): »A Non-Egological Conception of Consciousness«, in: *Philosophy and Phenomenological Research* 1:3, S. 325–338.
- Heidegger, Martin (1927): *Sein und Zeit*, Tübingen: Niemeyer.
- Heidegger, Martin (1996): *Einleitung in die Philosophie*, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann.
- Luckmann, Thomas (1980): »Über die Grenzen der Sozialwelt«, in: Ders., *Lebenswelt und Gesellschaft*, Paderborn: Schöningh, S. 56–92.
- Mannheim, Karl (1964): »Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation«, in: Ders., *Wissenssoziologie*, Neuwied: Luchterhand, S. 91–154.
- McDowell, John (1996): *Mind and World*, Cambridge: Harvard University Press.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin: de Gruyter.
- Taylor, Charles (1985): »Theories of Meaning«, in: Ders., *Human Agency and Language. Philosophical Papers 1*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 248–292.
- Winko, Simone (2015): »Zur Plausibilität als Beurteilungskriterium literaturwissenschaftlicher Interpretationen«, in: Andrea Albrecht et al. (Hg.): *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 483–512.